

Die Geschichte der Ostalgie-Partys

von Ralf Heckel

In den 90er Jahren erreichte ich mit der scheinbar polarisierenden Ostalgie-Party über 250.000 Gäste und knapp eine Milliarde TV-Zuschauer. Was wie ein Pubertätspickel der deutschen Einheit wirkte, war im Kern lediglich für den Ostdeutschen wie die Lederhose für den Bayern – ein Identitätssymbol.

-Auszug-

Wie alles begann

Natürlich bewegte ich als 20-jähriger im Geschehen der Wende mit, hörte in meiner kleinen Werkstatt im IFA-Motorenwerk Nordhausen ständig Radio und setzte viel Augenmerk auf die Entwicklung der Ausreisewilligen im Sommer 1989. Für mich war dies zunächst unverständlich, so war ich doch auch zum Pfingsttreffen der FDJ 2 Monate zuvor in Berlin und hatte das pralle sozialistisch-internationale Leben mit all seinen Zukunftsverheißungen genossen, freilich als DJ und somit im gern gesehenen Sonderstatus.

Dennoch konnte ich manche die da weg wollten verstehen. Ich hatte dabei nicht "den Staat" oder "das System" als Teufel vor Augen, sondern vielmehr die Gesichter und eingebildeten Zitate von Einzelpersonen, die für meine Begriffe korrupt oder menschlich einfach fragwürdig waren. Es waren wenige, aber es gehörten die NVA-Majore im Wehrkreiskommando, mein ehemaliger Betriebsschuldirektor und einige engstirnige und ständig stichelnden sowie petzenden Kollegen dazu. „Giftzwerge“ sagte ich in mich dabei beruhigend hinein „die tritt mal irgendwann jemand tot“.

Ich sah sie als Hindernisse in einer freien Entwicklung unserer Gesellschaft in die Zukunft und deshalb ging ich auch auf die Straße im November 1989. Zuerst berichtete ich als Betriebs-Jugendfunkredakteur davon in den Pausen, mit dem Ergebnis einer für zwei Stunden anhaltenden Kündigung. In diesen zwei Stunden wachte unser 3000-Mann Motorenwerk auf. Mit der Warnung aus der Belegschaft: „Wenn der Jugendredakteur Heckel nicht umgehend wieder zugelassen wird, streiken wir!“. Das gab Aufwind und ich fühlte mich zum ersten Mal in einer Verantwortung die ich bis dorthin nicht kannte.

Dann zählten die DEMO's in Nordhausen und am 4.11.89 in Berlin dazu. Doch dann bekamen die Mühen im Dezember 1989 andere Töne. Bundeskanzler Kohl mischte sich in Dresden ein und mit ihm ein ungeduldig und für mich damals als dumm empfundenes Volk mit Bierflaschen in der Hand. Ich drehte dem ganzen Geschehen den Rücken und kündigte noch im Dezember 1989 meinen erst kürzlich ergriffenen Beruf als Motorenprüfer und Industriemechaniker. Am 1. Februar 1990 wurde ich dann selbstständig mit meinem Hobby, einer mobilen Discothek. Ich hatte mir in den 80er Jahren genügend Technik dazu selbst gebaut und wollte sie nun auf einem professionellen Prüfstand sehen. So wurde ich der erste Wende-Selbstständige meines Landkreises Nordhausen und meine Selbstbau-Verstärker wurden zu meiner Lebensgrundlage. Die Geschäfte liefen gut und es gab kein Limit. Mein Aktionsradius wurde wöchentlich größer, die Welt wurde greifbar. Die politischen Entwicklungen rückten in immer weitere Ferne – für zwei Jahre voller Leben und Begeisterung.

In das Geschehen strahlte dann der 45-jährige Afro-Jamaikaner „MC Dirty DAN“ mit hinein: www.mcdirtydan.de Wir waren ab 1992 dicke Freunde, teilten uns die Aufgaben als Musiker und Manager. Ich hatte inzwischen eine eigene Veranstaltungsagentur und versuchte mich im Management vom Musikern und Medien. Wir reisten beide in unseren 5er-BMW's durch das Land und eroberten dabei hauptsächlich den deutschen Osten. Dies alles fiel in die Zeit von "Snap", "Captain Hollywood" und den Dancefloor der frühen 90er Jahre. Wir kannten all diese Leute, ihre Manager und Produzenten persönlich. Diese Musik und deren Rhythmus trieb uns im Sommer 1993 durch tatsächlich blühende Landschaften der neuen Bundesländer und randvolle nagelneue Discotheken begeisterter Kids. Dabei hatte wir nur eins vor den Augen: Die Fertigstellung der mit Dieter Bohlen produzierten Songs auf CD, um dem „Haddaway“ mit seinem „What is love“ zuvorzukommen. Von allem Alltag, den zusammenbrechenden Betrieben, der steigenden Arbeitslosigkeit und der Resignation bekamen wir nichts mit. Ich sah damals nur die ersten drei Reihen der begeisterten Fans aus der Sicht der Bühne und dachte: „Das ist die Welt.“

Es gab viele gemeinsame Momente in denen ich mit meinen grade 22 Jahren zuhörte und regelrecht die welterfahrene Musikerkarriere meines Freundes in mir aufsaugte. Dabei erinnere ich mich an die Weisheit: „Menschen sind wie Blechbüchsen. Je lauter sie klappern umso leerer sind sie.“

Auch redeten wir über unser unentdecktes Land im Osten und die damit verbundenen Visionen in die Zukunft. Schnell aber bekam dies eine andere Sichtweise durch die Lebenserfahrung meines Freundes. In vielen privaten Gesprächen mit den Eltern unserer Tanzmädchen in deren Garten kam Frust auf. Man sprach von "Alten"- und "Neuen Bundesländern, von "Ossi" und "Wessi" und verhielt sich teilweise wie "Dick & Doof". Ich hatte dafür weder eine Erklärung noch Verständnis.

DAN sah in der sich anbahnenden Spaltung zwischen Ost- und Westdeutschen Parallelen zu den Freiheitsbewegungen der Schwarzen in den USA der 60er Jahre (denen er selbst mit Sammy Davis Jr, Wilson Picket und Carl Douglas angehörte). Er erzählte mir viel von seinen Touren mit bekannten Musikern die alle dafür mit ihrer Musik gewaltlos kämpften und sich oft auch selbstlos opferten. Besonders eng war er mit Bob Marley verbunden: „Wir kamen von denselben Straßen in Kingston Town“. Der Hauch der Ferne erfasste und fesselte mich. Er war ganz nah.

Um nicht nachzustehen, erzählte ich dann verträumt von "unseren großen Tagen" auf den Straßen im November 1989 wie ich es aus den „Großvater-Erzählungen“ und seinen Barrikaden im antifaschistischen Widerstand aus unseren Schulbüchern kannte. „Timur und sein Trupp“ war das Einzige was mir in Erinnerung war. Wir saßen dabei nach endlosen nächtlichen Auftritten in den neuen Großraumdiscotheken des "Goldenen Ostens" auf den Kuppen des Elbsandsteingebirges oder der Göltzschtalbrücke und sahen den aufsteigenden Frühnebelschwaden hinterher, den Möven auf der Rostocker Hafemole oder den unkenden Fröschen im Spreewald.

Wir suchten nach den Anstrengungen auf Bühne und Straße (damals fuhr ich bis zu 15.000 km im Monat, um alle Termine fixiert zu bekommen und verursachte bis zu 1.400 DM teure Telefonrechnungen) immer wieder die einfache Ruhe und Natur. Dabei lernte ich meine Heimat erstmals so richtig kennen und lieben - dachte ich zumindest. Auch erzählte er von Martin Luther King, der Begeisterung ihm zuzuhören, der vielen Ignoranz, Hochnäsigkeit und auch der dumpfen Unterdrückten-Ohnmacht sich alles stillschweigend gefallen zu lassen und dass die Zeit zum Auflösen solcher Probleme erst noch kommt. Er sagte zu mir: „Du musst auch etwas für Deine Freiheit tun, Du bist Ossi und trägst das ein Leben lang mit Dir. Trage es mit Stolz und lasse alles andere hinter Dir!“

Heute mit Präsident Obama in der USA, meiner Erfahrung in Alabama und meinem Wissen, mit dem Ostalgie-Kult in meinem Land etwas Positives bewegt zu haben, sehe ich seine Träume und Lebenswerk in Erfüllung gegangen.

Erst nach seinem plötzlichen Tod im September 1993 begriff ich was er meinte. Ich fiel in ein mir unbekanntes Loch des Ungewissen und auf den Boden eines mir unbekanntes Landes mit abgesägter Geschichte und verhöhtem Respekt. „Wir haben die Wende gemacht – nicht dieser Kohl. Das war kein Offenbarungseid, sondern ein Sieg!“ Ich konnte Handbremsen ziehen soviel ich nur wollte – und fiel doch in ein Loch ohne Boden. Mir war das neue Rechtssystem völlig unbekannt und schnell konnte man da anecken ohne es zu wollen. Formalurteile hielt ich für behördliche Willkür die ich vor zwei Jahren noch bekämpfte.

Da ich im Vorwärtsdrang in den letzten drei Jahren fast alle Brücken hinter mir abgebrochen hatte, war mein Fall tief. Dies betraf nicht nur den Verlust eines engen Freundes, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse. Schulden bauten sich auf, weil mein einziges Produkt fehlte. Viele meiner alten Freunde wandten sich ab mit den Worten: „Du bist ja schon ein richtiger Wessi.“ Der Wendetraum ging in die Realität der Wehen des zu einenden Landes über.

Also harrte ich allein in den Wäldern des Harzes aus und dachte viel nach. Sogar das Verhältnis zu den Eltern fiel auf einen Nullpunkt Mein einziges Kapital bestand aus einer Computerdiskette mit allen Kontakten, ein paar vom Kuckuck überlassene Jacketts und einem einigermaßen guten Namen als Manager. Diese drei Dinge schützte ich so gut ich konnte. Der gute Name aber konnte sich nur umsetzen lassen wenn man unterwegs war in einem Niveau, welches nun für mich unerreichbar schien. Nun hatte ich nicht mehr das entsprechende Auto, kein Geld für Benzin und trug unendlich Scham in mir.

Als die Nächte kälter wurden, musste etwas geschehen. Ich lebte immer noch. Also begann ich mich an meine Träume aus dem Ende der 80er Jahre als Radiomoderator zu erinnern und suchte Verbindungen zum Radio. Mit einem alten gelben Wartburg (dem geliehenen Zweitwagen meiner Eltern auf den sie einst 14 Jahre warten mussten) wurden alle mir aus der On-Air-Werbung mit MC Dirty DAN bekannten Privatradiostationen abgefahren. Ich zog meinen besten Anzug an und mimte glaubhaft aber ehrlich: „Mein Sänger ist gestorben und nun suche ich eine neue Herausforderung.“ Ich musste mich anstrengen, den „Jammer-Ossi“ in mir zu besiegen. Zum ersten Mal empfand ich bewusst den uns in der DDR angelesenen Jammer-Hang bei sozialer Unsicherheit als gefährlichen Ballast.

Niemand der Angesprochenen kannte mein Alter von 24 Jahren und scheinbar schätzte man mich viel älter. Das passierte mir schon mit 19 Jahren und war immer von Vorteil. Man sah mich in den Chefetagen als Kollege und Partner – nicht als Moderator, den man in solchen Kreisen als „Malocher“ oder „Dummschwätzer“ bezeichnete. Ich begriff und unterstützte dies dann sogar mit grau gefärbten Schläfen, schneite unangekündigt in die Chefetagen hinein und ließ geduldig Zeit beim gemeinsamen Cappuccino vergehen.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Arno Müller von 104.6 RTL in Berlin. Er schaute sich in seinem gläsernen Büro im Ku-Damm-Karre´ um, als würde er kontrollieren, dass auch niemand zuhört und sagte dann unter vorgehaltener Hand: „In Thüringen soll eine zweite Privatfunklizenz vergeben werden. Das ist eine Lizenz zum Geld drucken und genau das Richtige für Dich. Erwerbe die Lizenz und ich Sorge, dass RTL da mit allem dahinter steht was Du brauchst. Mir gibst Du 5 Prozent ab.“ Innerlich aufgewühlt aber nach außen ruhig fragte ich: „Was muss ich tun?“ Da sagte Arno den für mein Leben an zweiter Stelle prägendsten Satz: „Frage die Leute was sie wollen.“ Meinen ersten Leitsatz sagte mir mal mein Vater: „Baue es Dir selbst“.

Beim Heimweg über die A9 pfiß der Wartburg eigentümlich wie eine Trillerpfeife. Ich fuhr meine mit dem BMW gewohnten 150 km/h, war vollgeladen mit Energie und vergaß dass ich einen

Wartburg unter mir hatte. Mit einem lauten Geklapper fiel der Auspuff des armen Zweitakters glühend in den Straßengraben. Ich aber steckte in tausend Gedanken und in meinem Kopf bildete sich ein Ideengerüst so kompliziert wie die elektronische Schaltung eines Computers.

Was in den Monaten November 1993 bis Juli 1994 nun folgte, ist spannend wie ein Thriller und ein eigenes Thema für ein Buch. Ich schaffte es tatsächlich mit leeren Taschen eine Rundfunk Betriebs GmbH & Co. KG zu gründen, Gesellschafter zu begeistern, ein Programm zu schreiben, 15.000 Thüringer zu ihren Programmwünschen zu befragen und Kapital zu sammeln. Mir wurde mit Unheimlichkeit bewusst wie leicht es ist, mit einer bloßen Idee und etwas Glaubwürdigkeit im Rücken Kapital und Menschen zu binden. Ich malte mir mit Schrecken aus, was passieren könnte, wenn das jemand ausnutzen könnte ohne seine ethischen Grundwerte einzusetzen. Dieser Gedanke erzog mich stets zur Wachsamkeit. Dennoch zeigten genügend Fälle in der Geschichte der deutschen Einheit, dass diese Gefahr existent und bedrohlich für das Land war.

Im April 1994 war mein 25. Geburtstag. Es waren nur 6 Monate vergangen. Ich blickte auf ein 400 m² großes Büro in Sonneberg, mehrere Angestellte, den Namen „Stern Radio“ mit einer über 40 Jahre alten Betriebsgeschichte, einem vollen Radio-Museum und ein modernes voll eingerichtetes Sendestudio zurück. Ich hielt mich strikt an Arno Müllers Empfehlung: „Frag´ die Leute was sie wollen“ und zog mit Studenten und Fragebögen durch das Land. Zur Sicherheit der eigenen Integrität kreierte ich wie Arno Müller eine eigene Morgensendung mit dem Namen „Heckel und die Radiomacher“, würfelte meine verbliebenen Künstlerkontakte zusammen, bereiste Thüringens Discotheken und Marktplätze und warb für ein jung-frisches Radio im AC-Musik-Info-Format. Alles Wissen dazu erlas und erfragte ich mir selbst an. Mit einer kostenpflichtigen Telefonnummer wurde eine Stunde „Probe“ bereits vor Lizenzerteilung ausgestrahlt. Im Fazit dieser Auftritte füllten die Besucher Fragebogen aus mit der Überschrift: „Zuerst der Hörer – dann das Radio. Ihr entscheidet über Musik, Information und Namen.“ Das alles begeisterte und setzte sich wie ein Buschfeuer fort.

Zuerst war ich vom Ergebnis erschüttert. Es hieß im Grunde: „Lasst uns Ampelmännchen, Sandmännchen und das Stern-Radio.“ Dann aber begriff ich, dass es um regionale Identität und Arbeitsplätze ging und sah darin tatsächlich eine Aufgabe für dieses Radio und auch mich. Immerhin voteten 62% aller Befragten für den Namen „Stern-Radio“. Ich hätte mit solch einem Ergebnis auch Bundeskanzler werden können. Aus wohl diesem Grund war ich auch felsenfest überzeugt, auf dem richtigen Weg zu sein. Damals glaubte ich noch an die Demokratie so wie wir sie uns im November 1989 erträumten.

An diesem 25. Geburtstag, der 18. April 1994, rief ich die Sekretärin (eine gestandene Frau um die 40) in mein Büro zum Diktat. Es gab noch einen Brief an eine Mediengesellschaft zur Bildung einer Anbietergemeinschaft zu schreiben. Frau Witzgall nahm den Text auf und kopierte wie angeordnet den Gesellschaftervertrag als Anlage des Schreibens. Dann erschien sie wieder zur Vorlage und Unterschrift. Sie wirkte verändert und ich fragte was sie auf dem Herzen habe. Frau Witzgall bemerkte, dass es da im Gesellschaftervertrag sicherlich einen Druckfehler gibt und wies auf mein Geburtsjahr. Ich war enttarnt, hob den Kopf und sagte: „Nein, das ist kein Druckfehler, ebenso wie mein Name als Geschäftsführer all dieser unten aufgeführten Gesellschafter. Einen Anlass zum Feiern aber gibt es erst mit dem Erhalt der Lizenz. Gibt es da irgendwo Probleme?“ Sie verharrte kurz, machte einen Knicks und sagte: „Entschuldigen Sie Herr Heckel, natürlich nicht.“ und ging. Nie wurde wieder darüber gesprochen.

Nun erfüllte sich in diesem Frühjahr für mich auch ein privater Wunsch. Es war die Liebe zu Kathrin. Sie lernte ich auf der Promotionveranstaltung des Radios in Sonneberg kennen. Daraus entstand eine Bilderbuchfreundschaft. Kathrin war eine blendende Sonnebergerin, eine Eiserschülerin, wurde mehrfach zu einer Miss in verschiedenen Städten gewählt und war sogar

Korkkönigin im bayerischen Lichtenfels. Nun hatte sie ihre kaufmännische Lehre gerade abgeschlossen und arbeitete im Management eines Rattanmöbelherstellers nahe Bayreuth. Ihre pure Schönheit, das weiche aber bestimmte Wesen und ihre Intelligenz imponierten mir. Sie war genau das was mir fehlte. Ich kann oder will allein keine großen Leistungen vollbringen, auch wenn dies nach außen manchmal so aussieht. Es muss immer ein Gegengewicht da sein, eine feste Freundin oder ein vertrauensvoller Geschäftspartner. Allein gehe ich keine Abenteuer ein wenn daran Mitarbeiter, Familien und Verantwortung hängen.

Kathrin war mein Rückenhalt und stützte mein Gewissen. Ich lebte in einem nahegelegenen Hotel (natürlich von einem Sponsor bezahlt) und fuhr einen nagelneuen BMW mit „Stern Radio Thüringen“- Aufschrift (auch von einem Sponsor, dem dankbaren Autohaus Blechschmidt finanziert). Wir hatten wenig Zeit miteinander aber Kathrin war mit ihrer blendenden Schönheit und unnatürlichem Wesen neben mir und begeisterte während der anstrengenden Geschäftsgespräche das Gegenüber. Danach werteten wir unter uns das Gespräch aus und ich hörte auf ihre Worte. Frauen haben eine unschätzbare Gabe, Menschen einzuschätzen, deren Familienverhältnisse zu überblicken und sich an sie auch noch nach Jahren zu erinnern. Für mich sind es oft nur Visitenkarten mit Titeln auf einer Prioritätsliste.

Da war ein erneutes Treffen mit Arno Müller Anfang Mai 1994. Er wollte mir seine Ausarbeitungen des Bilanzierungsschemas eines thüringer Privatsenders übergeben. Dies war zur Überschaubarkeit des Finanzbedarfs wichtig und nur er konnte fundierte Einblicke haben. Ich hatte aus Knappheit von den versprochenen 10.000 DM nur 4.000 DM mit und lud zu einem Essen ein. Es gab nach unendlichen Gängen im Menü am Ende Wachtelkeulchen mit Schnittlauchblüte. Arno hatte seine junge Freundin Antje mit, die sich bei ihm 400 DM für eine Bädergarnitur reizvoll erbettelte. Kathrin war entzückt über das „Kleinkindsein“ des „Radiomannes des Jahres“ und verstand dies sofort.

Nach einem spitzbübischem Lächeln unter ihren prachtvollen hochgesteckten Haaren und einer von Antje ungesehenen Streicheleinheit über seine Hände, wanderte der Hefter unter dem Tisch mit den Wachtelkeulchen in ihre Handtasche. Arno hielt mit rotem Gesicht den Umschlag mit dem viel zu wenig Geld in der Hand, lukte hinein, schaute über seinen Brillenrand, räusperte sich, dann wanderten seine Augen auf Kathrins Haarpracht und dann steckte er den Umschlag schnell ein. Es gab darüber nie eine Bemerkung. Kathrin war einfach eine Wucht.

Wir fuhren von Berlin nach Süden und suchten an dem verbleibenden Wochenende noch weitere Discotheken auf für unsere Stern-Radio-Promotionauftritte. In Schwallungen stießen wir zu fortgeschrittener Stunde auf eine Discothek namens „Oase“. Es war ein Bau wie ein Zeltkino, nur war er inzwischen mit Wellblech ausgebaut – eine lange halbgeschnitten liegende Röhre wie ein kleiner Flugzeughangar. Der Besitzer mit dem Namen Lutz Eichel war schon etwas beschwippst und zufrieden über die große Besucherzahl. Aus dem ganzen Umkreis der nächsten 20 km strömte das junge Partyvolk ein. Er lud uns ein und sagte: „Zeig mal was Du das hast“. Nach einer langen Verkaufsrede über die „Stern Radio Thüringen Tour“ sagte er: „Radio – det mach ik immer mit. Aber sach ma. Du hast Doch auch auf det Pflingsttreffen 1989 in Berlin Mugge jemacht?“ Lutz stammte aus der Nähe von Berlin.

Für mich war das damals so weit weg wie ein Jahrhundert, überlegte eine Weile und sagte: „Ja, und Du warst auch mit Deinen selbstgebauten Carlson-Bin´s (besonders geformte Baßboxen) da“. Der Abend mündete in einer lebhaften und lauten Erzählung über die Erlebnisse hinter den Kulissen des letzten Pflingsttreffens der FDJ in Berlin, der Musik, der Begeisterung, den vielen Mädchen, den langen Nächten und mit welchen Tricks wir die AWA-Kontrolleure an der Nase herumführten (Kommissionsmitglieder kontrollierten aktiv, dass man das Verhältnis 40/60 West/Ostmusik einhielt). Am Ende stand der Entschluss fest: „So watt muss man wiederholen.“ Kathrin war auch

begeistert und sagte: „Ich war da auch mit, als Gruppenführerin!“ Erstaunt drehten sich Lutz und ich um: „Siehste, dett war doch nich alles schlecht!“

In der Woche vor Pfingsten erschrak ich dann meine Büroangestellten in Sonneberg mit einem sonderbaren Auftrag: „Sucht nach FDJ-Hemden, DDR-Fahnen und alten Singebüchern“. Dann klemmte ich mich hinter das Telefon und versuchte einen Honecker-Double aufzutreiben. Schon nach drei Stunden war ein Vertrag an einen Agenturkollegen gefaxt, genügend Klamotten in der Redaktion und die Mitarbeiter hatten sichtlich Spaß beim Anprobieren. Der Techniker Klaus kam mit einer tollen Meldung: „Ich war früher in der AG Elektronik des VEB Stern Radio. Da gab es einen blauen Pionier-LKW. In ihm haben wir gelötet und sind auf die Wiesen zum Funken gefahren. Der existiert noch und wir können ihn haben.“

So entstand im sonnigen Mai in Sonneberg der erste Vorläufer einer Ostalgie-Party. Aber dieser Name war noch nicht geboren. Wir fuhren als „Stern-Radio-Thüringen-Team“ zu Pfingsten nach Schwallungen und feierten dort als Party das „Pfingsttreffen der FDJ“. Es wurde ein durchschlagender Erfolg. Zufällig im grünen Thüringen reisende Redakteure des „Stern“ bekamen den Mund nicht zu, als sie von einem Honnecker mit FDJ-Mädchen von der Bundesstraße auf einen Parkplatz gewunken wurden. Die armen Jungs begriffen gar nichts, waren wie versteinert und machten lediglich Fotos. Zu einer Veröffentlichung im „Stern“ kam es in diesem Jahr nicht. Gruner & Jahr war auch einer der konkurrierenden Bergesellschaften um die Hörfunklizenz. In mir brannten sich aber die versteinerten Gesichter ein wie ein erzählendes Buch: „Die wissen nichts über unser Leben“

Im Sommer 1994 fiel dann eine Entscheidung in der Landesmedienanstalt, die niemand nachvollziehen konnte. Als ich mich nach endlosen Gesprächen mit allen anderen 16 Bergesellschaften entschloss mit wen man sich zusammenschließen könnte, blieben nur noch wenige Gesellschaften übrig, die vom Radiomachen nicht die geringste Ahnung hatten. Alle anderen hatte ich mehr oder weniger in das gemeinsame Boot bekommen. Ich legte also unser Sendekonzept vor die Kommission. Dabei waren auch eine CD mit mehreren professionell produzierten Thüringen-Songs, das Plakat „Heckel und die Radiomacher“, mehrere Kisten mit den unterzeichneten Fragebögen „Ihr entscheidet“ und eine dicke Pressemappe. Ich wollte wie Arno Müller sagte den Beweis erbringen: „Das wollen die Leute“.

Der Direktor der Landesmedienanstalt, Dr. Viktor Hehne, ein Bayer, saß versteinert da und sagte nichts. Alle anderen saßen mit ihren schwarzen Fräcken da wie Pinguine vor einem Wunder. Ein ostdeutscher Politiker der jungen Union stellte mir inhaltlose Fragen die ich eifrig beantwortete. Er hatte sich wenigstens die Liedtexte angesehen. Die weiteren Fragen drehten sich nur um´s Geld und man wollte Namen unserer Gesellschafter wissen. Ich wies auf einen Papierstapel und sagte: „Da sind etwa 300 Unterschriften kleiner und mittlerer Aktionäre. Die Papiere der Großen liegen beim Notar.“ Scheinbar wollte man mir auf den Zahn fühlen und prallte ab wie an einem Stück Seife.

Angewidert schaute Hehne in die Runde und sagte: „So etwas will doch keiner hören“. Gleichgeschaltet schlossen sich die Kommissionsmitglieder unkend an und nickten. Ich durfte abtreten. Voller Wut ging ich aus diesem Raum. Ich sah in allen dieser Gesichter all jene, die ich im alten System hasste: die NVA-Majore, meinen Direktor, die „Giftzwerge“. Da hat man sich nun soviel Arbeit gemacht, eine Mauer zum Fall gebracht, ist durch den Schlamm gewatet, hat alle Leute befragt, den Nerv meines Landes getroffen und diese „Großkopferten“ schauen sich das nicht einmal an.

Danach packte ich „mein Radio“ ein wie eine Puppenstube und weinte viel wenn ich allein war. Es fiel in mir der Glauben an die freie Welt in diesem Land zusammen. Kathrin verließ mich so wie sie

erschien und es nahte der 1. Todestag von DAN. Das Laub wurde welk.

Als die letzte Kiste verstaubt war, besuchte ich ein letztes Mal meine Gesellschafter und wollte dann das Auto beim Blechschmidt abgeben. Einer dieser Gesellschafter, ein Immobilien-Mann, sagte: „Macht nichts Junge. Es hat doch Spaß gemacht. Mach etwas Neues. Du bist jung und dazu wie geschaffen.“ Er griff in seine Hosentasche, holte ein Bündel Geldscheine heraus und gab es mir. „Hier sind 10.000 DM. Fliege nach Gran Canaria und mache Dir ein paar schöne Tage. Wenn Du das so wie ich nicht kannst, dann baue dort eine deutsche Zeitung auf und gib mir davon 49 Prozent.“

Für mich wurde das Leben zu einer Achterbahn mit weit auseinander ragenden Amplituden in immer kürzeren Intervallen. Je öfter dies geschah umso gleitender wurden sie. Gleichzeitig aber stiegen die Erfahrung und die Herausforderungen. Dabei erinnere ich mich an eine Situation direkt nach der Grenzöffnung. Ich lief zu Fuß entlang der Trabikolone zurück zur Grenze in Duderstadt.

Es war der 11. November 1989. Vor 48 Stunden gab ich an einem Mikrofon in der vollen „Halle der Freundschaft“ in Nordhausen die Öffnung der Grenze bekannt. Nun wollte ich das selbst sehen. Wir waren in Göttingen und es sollte wieder nach Hause gehen. 400 Discogäste erwarteten mich an diesem Samstag Abend. Stau auf der „Einreise in die DDR“ drohte mir in die Quere zu kommen, also hastete ich zu Fuß an das kleine bundesdeutsche Grenzhäuschen. Es war keiner da. Also lief ich vorsichtig weiter bis zum Strich. Dahinter befand sich der neutrale Streifen. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Zuviel Respekt hatte ich vor dieser Grenze. Vorsichtig setzte ich den Fuß darüber, nichts geschah. Also machte ich zaghaft einen Schritt. Wieder blieb alles beim Alten. Nochmal. Ich machte dasselbe zurück, dann immer schneller. Dann hüpfte ich wie beim Seilspringen hin und her. Je öfter ich diese Grenze „besiegte“ desto ruhiger schlug mein Puls.

Auf einmal rief jemand „Halt“. Mein Herz blieb stehen. Der bundesdeutsche Soldat am Grenzhäuschen schien auf Toilette gewesen zu sein. Nun war ich ertappt und mir schlackerten die Knie. Er kam auf mich zu und sah wie ich zitterte. Er war nicht älter als ich. „Was machst Du denn da?“ fragte er. „Ich wollte probieren, ob die Grenze noch auf ist. Ich will zurück.“ antwortete ich stotternd. Dann legte er den Arm um mich und sagte: „Tja, daran muss auch ich mich erst noch gewöhnen. Na, was haste alles gesehen?“ Ich fasste Vertrauen und schaute ihm in die Augen „Im Westen nichts Neues!“. „Ach, den Film kennste auch, ist mein Lieblingsstreifen.“ Uns so gingen wir plaudernd zurück zum Häuschen. Ich sagte ihm, welches Auto ich zum Heimweg brauchte (kannte ja die Nummernschilder besser als er). Dann hielt er einen Skoda aus Halle an und ich stieg ein. In diesem Auto wurde die ganze Fahrt nicht ein Wort besprochen. Wohl galt ich nun als Agent des Feindes. Jeder Kontaktversuch meinerseits verschlimmerte die Situation und das ältere Ehepaar bekam eine immer längere Schippe. Ich lernte daraus, dass man alles selbst erfahren muss und jeden fremden Hinweis, auch vom Staat vorgegebene, selbst abklopfen muss – bevor man sich ein Urteil erlaubt. Hat man dann etwas erreicht, dann darf man nicht damit haushalten und muss es so oft wie möglich wiederholen. Das erleichtert die Umgewöhnungsphase. Bis heute hat mich diese Erfahrung mit einer natürlichen Skepsis und dem eigenen Blick hinter die Kulissen nie im Stich gelassen.

Vieles in unserer Welt ist nicht so wie es uns weiß gemacht werden soll.

Es ist Dezember 1994. Braungebrannt kehre ich aus Gran Canaria zurück. Ich hatte mich allein durchgeschlagen (was wieder ein Buch wert ist) und war auf dem besten Wege die ersten Anzeigenverträge mit deutschen Geschäftsleuten auf der Insel zu machen. Ich musste meinen Computer holen und wollte mich mit viel Mühe in das Layout hineinarbeiten. Zwar war ich seit 1990 den Umgang mit dem Computer gewohnt, aber hatte mit Grafikprogrammen noch nie etwas zu tun.

Ich saß gerade im Büro meiner Eltern (Kathrin hatte es im Frühjahr geschafft, etwas Hausfrieden im Elternhaus wieder herzustellen) und brütete über dem Computer als das Telefon klingelte. „Bist Du der Stern-Radio-Heckel?“ Verblüfft antwortete ich „Ja“. Es war Lutz Eichel aus Schwallungen „Endlich! Ik hab´ de janzze Republik nach Dir abjejaast. Det Fernsehen will kommen und Du musst dat machen.“ Zuerst verstand ich nichts und Lutz überschlug sich in seinen Erklärungen. Ich hatte Mühe nach meinen autodidaktischen Spanisch-Kursen seinen Berliner Dialekt zu verstehen.

Die Sache war so. Es war ein halbes Jahr seit unserem „Augenzwinker-Pfingsttreffen der FDJ“ vergangen. Die Hörfunklizenz war an „Landeswelle Thüringen“ vergeben und „Stern“ brauchte nicht mehr zu befürchten, dass man eine feindliche „Stern-Radiogesellschaft“ bewirbt. Also bekamen die Redakteure anscheinend in Hamburg Grünes Licht. In der Ausgabe im Herbst 1994 Ost wurde auf zwei Seiten über die eigentümliche Party ausführlich berichtet. Heute weiß ich, dass dieser Artikel die Ostalgie-Welle erst lostrat. Jede Epidemie (ob gut oder böse) braucht immer einen Funken und einen Träger. Der Funke geschah im Osten und die Medien des Westens wurden ihr Träger. Es war der erste Artikel von heute über Tausend seiner Art. Zahlreiche TV-Redakteure lasen das und nun drängten sie den armen Lutz mit einer Wiederholung der Party. Jeder wollte das filmen. Lutz aber ist Discothekenbetreiber und kein Programmator. Er war völlig aufgelöst – wollte jedoch gern das TV in seiner Disco haben. Es ist ein einfaches Verkaufsargument für Eintrittskarten.

Ich schwebte geistig noch auf dem Roque Nublo (höchster Berg Spaniens) und hatte den spanischen Flamenco im Kopf als ich Lutz sagte: „Na gut, das kriegen wir schon hin. Bis zum nächsten Pfingsten ist ja noch Zeit. Nun aber feiere erst einmal Weihnachten.“ Als der durch das Telefon pustete: „Nee, Ik hab doch schon zujesacht. Die kommen alle in 3 Wochen nach Schwallungen, Pro 7, Sat 1, Arabella Kiesbauer und watt der Teufel noch!“ Nun wachte auch ich auf: „Waaas? ... und Du hast nichts an Programm da? Willst Du uns denn alle blamieren? ... und dazu noch Deinen Laden in den Dreck fahren?“ Lutz war am Heulen.

Es musste also etwas geschehen. Zwischen den Feiertagen telefonierte ich mir also die Finger wund und stöpselte erneut irgendein Programm zusammen. Ich hatte doch nie und nimmer gedacht, dass ich das alles aufheben muss. Es war gerade zum Erstaunen wie wenig Requisiten noch zu finden waren, alles wurde im Wahn der neuen Zeit weggeschmissen – wohl auch aus Angst den Job zu riskieren. Da kam meine Mutter und erzählte etwas vom Hausmeister des Rathauses in Nordhausen. Dieser Kollege verlor seinen Job als Lehrer weil er aus bloßer Überzeugung in der Partei war und hatte ihr irgendetwas zugeflüstert. Ich sollte ihn treffen und einen VW-Bus mitbringen.

Also fuhr ich mit einem Leihwagen hin. Es war kurz vor Silvester, Samstag früh und nebelig. Ein Mann stand am Hintereingang. „Komm schnell, damit wir nicht gesehen werden.“ Es ging Treppen hinauf bis auf den Dachboden des alten Rathauses mit dem Roland. Dort traute ich meinen Augen nicht. Da standen und lagen tausende von Fahnen, Banner und rote Spruchbänder. „Das hier ist das Lager aller Fahnen und Agit-Prop-Utensilien der Stadt für den ehemaligen Straßenschmuck zum Tag der Republik. Das wird alles in der nächsten Woche geschreddert und darf auf keinen Fall verkauft oder verschenkt werden. Die da unten im Büro wollen anscheinend auch ihre Vergangenheit wegwischen. Wenn ich fertig bin mit Kaffetrinken habe ich nichts gesehen.“ Dann ging er mit einem Augenzwinkern weg und sagte: „Und kein Wort zu jemanden!“

Bis heute habe ich mich an dieses alberne Versprechen gehalten. Lediglich die leeren verrosteten Fahnenhalter an den vielen Straßenlaternen und Hauswänden in den neuen Bundesländern (von denen bis heute immer noch welche hängen), erinnerten mich an diesen feucht kalten Dezembersamstag im ausgehenden Jahr 1994.

Natürlich hastete ich wie ein Irrer schweißüberströmt die Treppen rauf und runter. Ich packte soviel

in den Bulli wie nur ging, bis er bis unter das Dach voll war und mit dem Chassis fast auf der Straße schliff. Zum Glück genehmigte sich der Hausmeister einen langen Frühstückskaffee. Als er wiederkam war ich völlig aus der Puste und der Bus voll. Auf dem Dachboden sah es aus, als wäre nichts geschehen. Soviel lag noch oben!

Diese eine „Nacht- und Nebel-Aktion“ war der Beginn der Ausstattung der später weltweit bekannten Ostalgie-Partys, dessen ulkigen Anschein TV-Sender bis nach England, Brasilien, Japan und Australien trugen. Viele solcher Themenkneipen entstanden seitdem: „Die Tagung“ und „Das Mauerblümchen“ in Berlin oder der „HO-Konsum“ in Leipzig, das „Ostel“ in Zittau, sogar in Kalifornien entstand daraufhin eine Kneipe mit dem Namen „VEB Walzwerk“. Die großen alljährlichen Ostrock-Festivals oder das Pfingsttreffen des R.SA reichen bis in die heutige Zeit. Ich treffe dort immernoch einige meiner damals über 150.000 Gäste auf den Ostalgie-Partys. Auch ist das Internet voll von Ost-Devotionalien, DDR-Museen und sogar einer eigenen Sparte „Ostalgie“ bei Ebay. Das Ampelmännchen setzte sich im Straßenverkehr wieder durch. Das Sandmännchen hatte ich zu seinem 45. Geburtstag später sogar auf die Internationale Raumstation geschickt.

5 Jahre lang haben mich diese Fahnen über etwas mehr als 100 Ostalgie-Partys treu versorgt. Zweimal habe ich sie in einem Berliner Waschsalon von ihrem Nikotinduft aus den Discotheken befreit. Die Hausfrauen im Bezirk Friedrichshain schauten belustigt zu, wie sich gleich mehrere DDR-Symbole in den Glasfenstern der Maschinen drehten. Einige riechen aber noch immer nach Trabbi-Abgasen, andere hat die Säure aus der damaligen Luft während des Waschvorganges schon zerfressen. Heute liegen sie wieder auf einem Dachboden, diesmal in Leipzig. Einige sind mit Kaugummi verklebt, andere haben anstelle des DDR-Ährenkranzes ein Loch. Gäste haben das Souvenir herausgeschnitten und mitgenommen. Andere tragen schon sorgfältig aufgenähte Pflücken.

Lutz war erleichtert, als ich mit dem Honnecker-Double und einer Truppe Tanzmädchen in DDR-Klamotten anreiste. Alle halfen mit, die Fahnen im Haus unterzubekommen. Dann ging alles ganz schnell. Als Meister im Improvisieren entschied ich live wer wann auf die Bühne geht und nähte das Ganze mit meiner eigenen Moderation zusammen: Fertig war die erste wirkliche Ossi-Party!

Lutz legte als DJ wieder selbst auf und spielte immer öfter Ost-Titel. Ich staunte nicht schlecht über seinen Erfolg. Solchen Mut hatte ich früher nie, aus Angst die Gäste würden mich von der Bühne prügeln. Es war in DDR-Zeiten nicht daran zu denken, ehrlich einen Ost-Song zu spielen. Lediglich Wolfgang Zieger mit dem Titel „Verdammt“ klappte gelegentlich. Nun aber tanzte alles zum „Blauen Planet“ von Karat, sang laut „Uns hilft kein Gott, diese Welt zu erhalten“, wiegte sich in den Armen zum „Schwanenkönig“ und sangen teilweise in Tränen stehend „Unsre Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer“. In diesem Moment war auch ich sehr berührt, schaute mit Tränen in den Augen vom Hintergrund aus zu und fühlte, dass die Menschen dort das einfach brauchen.

Die TV-Teams standen da und wussten nicht wie ihnen geschieht. Auch sie taten mir leid und ich wollte nicht in deren Haut stecken, dies alles in einen erklärbaren Bericht zu formen. Dann erinnerte ich mich an DAN's Worte: „Du musst auch etwas für Deine Freiheit tun, Du bist Ossi und trägst das ein Leben lang mit Dir. Trage es mit Stolz und lasse alles andere hinter Dir?“

Ich hatte noch das Funkmikrofon in der Hand. Zögerlich ging ich wieder zur Bühne. Lutz erfasste mich mit einem Blick, ließ die Musik auslaufen und regelte mein Mikrofon hoch. Das Herz klopfte wieder bis zum Hals. Ich stimmte Lieder aus der Schule an von denen ich selbst nicht mehr wusste, dass ich deren Text noch kannte. Es waren immer nur die ersten Worte: „Ich trage eine Fahne,“ Im Chor sangen 1000 Gäste das Lied zu Ende. Es folgten „Brüder zur Sonne zur Freiheit“, „Kleine Weiße Friedenstaube“ und „Der kleine Trompeter“. Ich zitterte am ganzen Körper, konnte mich dem Bann dieses Momentes aber wie all diese Gäste nicht entziehen. Danach schauten sich alle

einen Moment verwundert an und lachten sich dann kaputt. Das Schauspiel begann von Neuen, nun mit einem faustreckenden Honecker in der Mitte. Die Überdehnung wurde zum Seelenbalsam. Das „WIR-Gefühl“ war wieder da und jeder genoss es. Auch war der Stolz zurück. Wir durften nicht nur sagen was wir wollten, wir konnten sogar singen was „niemand hören wollte“. Das Ende des Duckmäusers hatte sein Anfang gefunden. Das letzte Tabu war gebrochen. Erst jetzt setzte eine wirkliche Freiheit des Geistes ein. Es war eine Befreiung aus der Mischung „gelernte Unterwürfigkeit dem Staat gegenüber“ und „verberge so gut es geht Deine Vergangenheit, sonst bist Du den Job los“.

Ich habe nie über diesen Anfang besprochen. Hunderte Redakteure befragten mich seitdem über die Gründe des Ostalgie-Kultes und ich überließ ihnen die Deutung mit den Worten: „Schauen Sie es sich selbst an“. Für mich wurde in dieser Nacht klar, dass dies hier in unserer Zeit nicht unerwähnt bleiben wird, die ehrliche Nachfrage von zahlreichen kommerziellen Zielen missbraucht wird und dass dies alles ein anderer machen wird, wenn ich es nicht tue – mit ungewissem Ausgang für den Respekt gegenüber meiner eigenen Geschichte.

Ich hatte also den „Tiger beim Schwanz“ und durfte nun nicht mehr loslassen. Es folgten unendliche Nächte der Kreativität am Computer und wieder tausende Kilometer im PKW. Im Frühjahr 1995 stellte ich nach langem Suchen ein professionelles Programm zusammen, entwarf ein erstes Plakat, suchte nach Herstellern von Ost-Produkten und schickte das mühevoll per Fax an alle meine Discotheken-Kontakte in Deutschland.

Ich habe mir dabei ein Ziel gesetzt. Es sollte keine einfache Kabarettveranstaltung nach dem Motto: „Der bloße Tanz auf dem Tabu“ oder „Des Ostdeutschen Party wie des Bayern Lederhose“ werden. Ich wollte damit etwas für mein Land erreichen und der dumpfen Geschäftemacherei zuvorkommen. Mir war bewusst, dass dies alles eine Lawine an Medienaufmerksamkeit und auch Patentstreite aus einem Loch im Einheitsvertrag auslösen wird und da wollte ich so viele Ostprodukte wie möglich in diesem Strudel mitreißen. Ostprodukte als Trend in der Öffentlichkeit war mein Traum. Er bedeutete dass nachgefragt wird, der Handel damit sich dafür interessiert, dass die Nachfrage steigt und die letzten noch verbliebenden Ostfirmen mit ihren Angestellten eine Chance zum Überleben bekamen. Vieles dabei gelang mir – alles nicht.

Der emotionale Aspekt lag tiefer. Ich konnte nun zurückzahlen, was mir nicht nur die „Giftzwerg“ aus DDR-Zeiten nahmen, sondern vor allem konnte ich den „Großkopfer“ aus der Landesmedienanstalt zeigen, dass sie irrten. Nein, es war keine Rache an irgendeine Himmelsrichtung oder Politik. Gesellschaften werden durch Menschen und ihre Taten geprägt, nicht durch ihre Herkunft.

Die Ostalgie-Partys existierten 5 Jahre lang als Trend. Am 2.10.1999, dem Vorabend zum Tag der deutschen Einheit, 10 Jahre nach der Wende, stand ich zum letzten Mal auf dieser Bühne. Es war in der Arena in Berlin-Treptow vor 6000 Gästen und 60 akkreditierten internationalen Presseteams. Hinter mir standen 135 Menschen mit jeweils eigenen Aufgaben in diesem beachtlich angewachsenen Orchester. 24 Ostfirmen präsentierten auf Ständen ihre Produkte, ein 5 Tonnen schwerer Lenin aus Bronze schaute auf alle herab, es waren alle Doubles früherer Ostblock-Staatsmänner ohne Schrecken zu verbreiten da und die beiden Hauptdarsteller des noch nicht fertigen Filmes „Goodbye Lenin“ waren auf meiner Bühne. Es war die letzte große Nacht im Ost-Rausch und ich verabschiedete mich mit den Worten Luthers: „Die Pubertät unseres neuen Landes hat nun ein Ende. Trag dies in das neue Jahrtausend.“

Die Ostalgie-Partys in all ihren kabarettistisch überdehnten Facetten gab es für ihre vielen Tausend Kleindarsteller (Gäste) und auch mich nur aus einem Grund, den auch schon Luther bewegte: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“

Wir haben an den Abenden nicht viel über Politik nachgedacht, sondern sind für einen Moment lang ausgestiegen und haben Spaß gehabt. Unsere einzige Waffe war der Humor. Vielleicht wollten wir zeigen, dass unsere Geschichte als DDR-Bürger aus mehr bestand, als nur aus Stacheldraht und Schießbefehl an einer Grenze zwischen zwei Atommächten. Sie war zu ihrer Zeit wichtig und trug zu einer Verhinderung des ständig drohenden Atomkrieges bei. Oft wird das in unserem Land vergessen. Dass diese Grenze auch ein Land und ihre Familien trennte ist das Erbe welches allein wir Deutschen in einer früheren Geschichte vor der Gründung der DDR zu tragen haben.

Danach widmete ich mich der russischen und dann internationalen Raumfahrt, ausgestattet mit genügend Sinn für Weitblick und einzigartigen Erfahrungen. Die Ostalgie-Partys erlaubten mir Weitblick, menschliches Verständnis, Augenmaß und das Abgewöhnen der deutsch-stereotypen Denkweise. Kompromisse sind unser täglich Brot geworden, nicht die Sturheit.